



## Jiddistik-Mitteilungen

### Jiddistik in den deutschsprachigen Ländern

herausgegeben von der Jiddistik im Fachbereich Sprach-, Literatur- und Medienwissenschaften der Universität Trier, 54286 Trier.

Redaktion: Jiddistik der Universität Trier

Die Jiddistik-Mitteilungen erscheinen zweimal jährlich.

Redaktionsschluß für die Ausgabe zum Wintersemester ist der 15. September, für die Ausgabe zum Sommersemester der 15. März.

Einsendungen werden erbeten an:

Universität Trier, FB II / Jiddistik, Jiddistik-Mitteilungen, 54286 Trier  
jiddisch@uni-trier.de – [www.uni-trier.de/index.php?id=982](http://www.uni-trier.de/index.php?id=982)

Kostenbeitrag pro Heft: 3,00 €. Überweisung – auch für mehrere Ausgaben auf einmal – an:

FB II Jiddistik – Sparkasse Trier, BLZ 585 501 30, Kto. Nr. 248 78 17.

ISSN 0947-6091

## ***nicht gestogen* – bildhafte Ausdrücke Momente ihrer Geschichte<sup>1</sup>**

Vorgefertigte Ausdrücke leben zu einem erheblichen Teil von ihrer Vorgeschichte und von dem Bewusstsein, das der Sprecher darüber hat, wie der Ausdruck entstand oder woher er stammt. Das ist eine Variante des in der Jiddistik oft angerufenen Komponentenbewusstseins, hier als ein Aspekt der Sprachkompetenz im Sinne von Coseriu betrachtet, bei dem ein (vermeintliches) historisches Wissen als Teil der Wortkonnotation mit ihm transportiert wird.

Im Jiddischen hat dieses Phänomen einerseits pragmatische Folgen bei der Verwendung der Wörter, also natürlich auch in der Literatur Folgen stilistischer Art, es hat aber andererseits Folgen für die Inhalte der reflexiven Gespräche über das Jiddische, die nur noch mit einem soziologischen Instrumentarium zu fassen wären. Jedenfalls tragen Befürworter und Verächter des Jiddischen ihre Kämpfe oft auf etymologischem Terrain aus. Die unterschiedliche Tiefe und Genauigkeit des mehr oder minder populären Wissens um die historischen Dimensionen eines bildhaften Ausdrucks prägen also oft seinen Einsatz und kommen nicht selten selbst zur Sprache. Dies möchte ich an ausgewählten, insbesondere jiddischen Beispielen illustrieren.

1) *bemokem sheeyn ish iz hering oykh a fish*

Hier ist die Geschichte des Ausdrucks beim ersten Hinsehen durchsichtig: es handelt sich um ein umfunktioniertes und witzig (und reimend) variiertes

---

<sup>1</sup> Dieser Beitrag ist die leicht überarbeitete und um Anmerkungen angereicherte Fassung eines Vortrags, der Ende November 2008 im Rahmen eines Workshops in Trier gehalten wurde. Daraus sind zahlreiche Beiträge im Band ›Formelhaftigkeit in Text und Bild‹, hrsg. von Natalja Filatkina, Birgit Münch und Ane Kleine-Engel 2012 erschienen (= Trierer Beiträge zu den historischen Kulturwissenschaften 2) und Jiddisches kann dort über das Sachregister (S. 302) ermittelt werden. Für die 50. Nummer der Jiddistik-Mitteilungen und 60 Jahre nachdem Dov Sadan zum Professor der Jiddistik in Jerusalem ernannt wurde, scheint mir dieser Text, dessen Inhalt und Aufbau als Hommage an Dov Sadan gedacht waren, besonders passend.

tes Zitat aus einem bekannten hebräischen Text, nämlich *Pirke-ovess*, zu Deutsch 'Sprüche der Väter' (hier 2,6). Dieser Text hat wegen seiner Wichtigkeit im liturgischen Jahr und seiner gattungsbedingten Zitierwürdigkeit zahlreiche sprichwörtliche Ausdrücke zur jiddischen Sprache beigetragen. Einige Details sollen die normale Reaktion bzw. Kompetenz eines gebildeten Sprechers nachzeichnen: Der hebräische Satz ist nur der letzte Teil eines längeren Verses. Dieses Ende lautet eigentlich *bemokem sheeyn ish, hishtadl lihyoys ish* 'wo sich ein (gewünschter) Mensch nicht findet, bemühe dich, dieser Mensch zu sein' – diese kurze Übersetzung ist bereits weniger lakonisch als das Original.

Das Zusammenprallen von heiliger Sprache und einem platten Ausdruck (*iz hering oykh a fish*) gehört zu den beliebten Techniken der Derision im Jiddischen. Die Sinnverwandtschaft beider Aussagen auf unterschiedlichen Ebenen, die Trivialität des Herings als »pis-aller« neben der erhabenen Aussage von Rabbi Hillel, der Reim – das alles konnte dem parodistisch veränderten Ausdruck zur Popularität verhelfen. Er ist heute tatsächlich weit verbreitet, aber beide in ihm verschmolzenen Ausdrücke sind auch einzeln bekannt. Verzeichnet ist in Stutchkoffs ›*Oytser*‹<sup>2</sup> oder ›Thesaurus der jiddischen Sprache‹ sowohl *az s'iz nito keyn fish iz hering oykh fish* bzw. *az s'iz nito keyn fish iz men yoytse mit hering* (etwa 'dann tut man der Pflicht auch mit Hering Genüge') als auch *bemokem sheeyn ish hishtadl lihyoys ish* – und daneben die gemischte Form *bemokem sheeyn ish iz hering (oykh) a fish*.

Nun wird der Wissenschaftler an dieser Stelle, die ungefähr der des gebildeten Sprechers entspricht, nicht anhalten, sondern die Lücken dieser ›Geschichte‹ auffüllen wollen.

Ich kann zu diesem witzigen Sprichwort ein Zitat aus der älteren jiddischen Literatur beibringen, das die Entstehungsgeschichte des Ausdrucks erklären helfen kann bzw. andere Aspekte sichtbar macht. Es handelt sich um einen Auszug aus dem ›Brantspiegel‹, einem zum ersten Mal 1596 in Krakau, zum zweiten Mal 1602 in Basel gedruckten erfolgreichen Erbauungsbuch, in dem nach Anführung der *Pirke-ovess*-Stelle gesagt wird:

---

<sup>2</sup> Die modernen jiddischen Zitate werden nach dem international üblichen Yivo-System transkribiert.

2) *cela rime comme hallebarde et miséricorde*

Der Drang, eine erklärende Geschichte hinter einem Ausdruck zu wittern und gegebenenfalls wiederzugeben, auch wenn sie ungesichert ist oder gar wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat, ähnelt vielfach den modernen Stadtlegenden, von denen es heißen mag »se non è vero, è ben' trovato«, bis sie sich als ›vero‹ selbständig machen. Dies möchte ich an einem Beispiel zeigen, das zwar kein jiddisches ist, doch als Folie für andere Fälle illustrativ sein kann:

Versucht man, den Ausdruck »reimen wie die Faust aufs Auge« ins Französische zu übersetzen, so trifft man in alten Wörterbüchern auf den verblüffenden Eintrag »cela rime comme hallebarde et miséricorde«, so gefunden in meinem ›Sachs-Villatte‹, Hand- und Schulausgabe, vierte Bearbeitung (aus dem Jahre 1921). In neueren Ausgaben, in denen das Deutsche schon nicht mehr in Fraktur erscheint, steht nur noch der Ausdruck »das passt wie die Faust aufs Auge«, von ›reimen‹ ist keine Rede mehr, die angebotene Übersetzung klingt entsprechend ganz anders. Der französische Ausdruck ist heute nicht gerade bekannt (ich kenne auch nach Befragung von Google-books nur Wörterbuch-Belege) und scheidet deswegen als Übersetzungsmöglichkeit in den meisten Fällen leider aus, es sei denn, man wäre eben auf eine klassische, raffinierte, altmodische Sprache aus. Der Ausdruck ist so witzig, dass man ihn gerne neu beleben – oder seine Verwendung rechtfertigen möchte; denn der Witz ist gut: Nicht nur ergeben beide Wörter einen höchstens sehr schlechten Reim, der allerdings durch die übereinstimmenden Konsonanten halbwegs erkennbar wird, sondern auch die semantische Seite der vermeintlichen Reimwörter macht das Gedicht, in dem ein solcher Reim sich einstellen sollte, fast unvorstellbar.

Hier erwartet uns eine neue Überraschung. Pierre Larousse kennt nicht nur den Ausdruck, den er in seinem ›Grand Dictionnaire universel du XIX<sup>e</sup> siècle‹ anführt, er kennt sogar das Gedicht! Das findet sich s. v. »rime«; s. v.

---

*her fâr-wor un-fër-zagt*. Die entsprechende Stelle in der ältesten Ausgabe kann in einer späteren Ausgabe (Prag 1678), die in Frankfurt aufbewahrt wird, auf <http://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/jd/content/pageview/1748796> gelesen werden.

»rimer« verweist er darauf zurück, als Ursprung der Redewendung.<sup>5</sup> Das scheint doch darauf hinzudeuten, dass der Lexikograph daran geglaubt hat!

Die erklärende Anekdote ist aber höchstwahrscheinlich erfunden und wird zunächst eher vorsichtig eingeführt; wenn man an sie glaubt, entwertet sie den Witz, so dass unklar ist, warum man sie überhaupt tradieren möchte, es scheint vielmehr der Ausfluss eines Spielchens zu sein, bei dem der schon existierende Ausdruck als Aufgabe benutzt wurde. Solche Spiele, sind als ›bouts-rimés‹ immer noch bekannt – wenn auch nicht mehr so beliebt wie einst. Das erinnert auch an Veräppelungen der abstrusen Regeln, die bei französischen Reimen obwalten, vergleichbar in diesem Punkt mit bekannten Texten von Courteline und Alphonse Allais.

Bemerkenswert ist aber, dass ein Lexikograph diese Anekdote gekannt hat und dass er sie für nacherzählenswert befunden hat, was uns die Vorliebe für anekdotische Etymologien besonders von komplexen Einheiten wieder vorführt, wobei sie das für die geschichtliche Klärung viel entscheidendere wieder unberücksichtigt lässt: war dieser Ausdruck jemals weit verbreitet, und falls ja, wie kam es dazu?

### 3) *es zieht wie Hechtsuppe*

Ein Ausdruck, unter mehreren, die in der Jiddistik für Diskussionen sorgen, soll uns dasselbe Phänomen in actu und im Deutschen vorführen. Bei der Entstehung der Redewendung *es zieht wie Hechtsuppe* ist es sehr fraglich, ob das Jiddische irgendeine Rolle gespielt hat, trotzdem ist die These des jiddischen Ursprungs sehr populär, und ich hatte mehrmals die Gelegenheit, mich dagegen auszusprechen, u. a. wenn Journalisten nachfragten, die entsprechende Kolumnen in Arbeit hatten.

Der höchst verblüffenden »jiddischen« These wurde noch von Christoph Gutknecht in: ›Pustekuchen! Lauter kulinarische Wortgeschichten‹ (Mün-

---

<sup>5</sup> Ich finde, wie gesagt, nur Sekundärbelege für den Ausdruck, dafür ist die kommentierende Erklärung beliebt, so steht das Gedicht (neben einer ganz anderen, vom Autor favorisierten Schein-Erklärung) mit geringfügigen Abweichungen im ›Dictionnaire des proverbes français‹ von P. de la Mésangère (unter Berufung auf die ›Mémoires‹ von M. de Boisjournain, 1807): Ci-gît mon ami Mardoche:/ Il a voulu être enterré à Saint-Eustache;/ Il a porté trente-deux ans la hallebarde:/ Dieu lui fasse miséricorde./

chen 2002) der Vorzug gegeben. Er referiert nach Küpper und Müller beide Vorschläge folgendermaßen:

### *Hechtsuppe*

Wie in jedem Wissenschaftsbereich gibt es auch in der Sprachwissenschaft nicht immer einhellige Meinungen. Selbst wenn ich gelegentlich ausrufe *Es zieht wie Hechtsuppe!*, muss ich einräumen, dass auch die Herkunft dieser Redensart nicht eindeutig geklärt ist. Heinz Küpper (<sup>4</sup>1990: 335) und Klaus Müller (1994: 237f.) bieten indessen eine nachvollziehbare volksetymologische Übertragung aus dem Jiddischen an, wo *hech supha* bedeutet: 'wie ein Sturmwind'; aus *hech supha* wäre also die *Hechtsuppe* geworden. Beide Autoren überzeugen weniger mit ihrer kulinarische[n] Erklärungsvariante: Müller schreibt: »Zunächst kann an das langsame Köcheln einer Fischsuppe auf dem Herd gedacht werden, das ebenfalls als *Ziehen* bezeichnet wird.« Küpper, möglicherweise ein engagierter Hobbykoch, führt etwas präziser aus, es könne sein, dass von der »mit Meerrettich und Pfeffer bereiteten Hechtsuppe auszugehen (sei), die ziehen muss, um wohlschmeckend zu werden«. Die Logik scheint mir auch hier auf der Strecke zu bleiben. (S. 104)

Ich bin, wie angedeutet, anderer Meinung, aber Gutknecht hat die vorhandenen Vorschläge und Erklärungen ausgewertet und sich eben in diesem Fall für Jiddisch entschieden, wie übrigens vor ihm auch Wahrig.

Die (verschwiegenen) Schwierigkeiten dieses Ansatzes sind so groß und so zahlreich, dass ich sie nur streifen möchte: beide hebräischen Wörter sind im Jiddischen unbekannt, die lautliche Entwicklung ist zumindest undurchsichtig (es stimmen nicht einmal die Konsonanten), der zusammengesetzte Ausdruck, wenn er nun möglich wäre (*hech* oder *hachi* bedeutet 'wie' – aber als Fragewort) ist so uninteressant, dass man nach der Anrufung der Gaunersprache, bei der bekanntlich auch alle Lautgesetze außer Kraft gesetzt sind, sich schwer vorstellen kann, wozu ein solcher geheimer Ausdruck jemals gut gewesen sein soll – und wie eine solche These jemals aufgestellt werden, geschweige denn, wie sie Furore machen konnte.

Hier gibt es aber eine Antwort.

Heinz Küpper hatte die hebräische Etymologie bereits im zweiten Band seines ›Wörterbuch der deutschen Umgangssprache‹ (Hamburg 1966) nach Wolf referiert und fügte dort hinzu (anders als in der neueren mehrbändigen Ausgabe in einem Alphabet): »Meinen Sprachfreunden vor allem in Berlin, Mecklenburg und Pommern bekannt; wohl seit dem 19. Jh. [...]« (mit weiterführender Literatur).

Demnach war der Ausdruck vor 50 Jahren noch nicht so allgemein bekannt wie heute.

Wolf schrieb 1956 (wohl als Erfinder dieser merkwürdigen Etymologie): »Sinnlose Eindeutschung aus jidd. /hech supha/ wie Sturmwind.«

Diejenigen, die als weitere Übersetzung 'Windbraut', 'Orkan' u.ä. hinzufügen, haben vermutlich selbständig ein Bibelhebräisch-Wörterbuch befragt. Die frühesten Belege für die Redensart scheinen weiterhin Frischbier (1864) und kurz danach – laut Wander s. v. 'ziehen' – Klix ›Oberlausitzer Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten‹, aus dem Jahre 1869 zu sein.

Es scheint eine Erklärung aus germanistischen Mitteln prinzipiell möglich – nämlich wenn man von den Wörtern »Hecht« und »Suppe« ausgeht. Wolf, der als Kenner des Jiddischen an das Rotwelsche ging, hat in unklaren Fällen nach potentiellen jiddischen Etyma gesucht, und so Hilfreiches, aber auch einige Enten in die Fachwelt gesetzt. Es ist interessant, dass Küpper eine Hechtsuppe »mit Meerrettich und Pfeffer« zubereiten würde (Fischsuppen sind nicht selten scharf), obwohl die Schärfe für seine Erklärung nicht nötig zu sein scheint (er meint, dass die Suppe »lange zieht«). Die Deutung »ziehen« = 'schmerzen (im Mund)' ist aber, wegen der etwas breiteren Verwendung, die im ›Preussischen Wörterbuch‹ von E. Riemann belegt ist, besser. Diesem Werk entnehme ich die für mich wichtigsten Angaben. In Band 2 ist unter »Hechtsuppe« folgendes zu lesen:

Hechtsuppe f.: urspr. wohl 'scharf gewürzte Fischsuppe vom Hecht', jetzt nur in der RA: *Et titt an wie Häktsopp* vom Stock, mit dem man prügelt, vom Nagel, den man einschlägt, von Kälte, schneidendem Wind [verstr.].

Dazu ein Zitat von Frischbier und einiges mehr: »/Et titt wie Hechtsupp/ 'es schmerzt', z.B. in der Brust [vereinz.] ...«

Die Tatsache, dass es in Preussen belegt ist, rechtfertigt die Aufnahme des Ausdrucks in das Brandenburg-Berlinische Wörterbuch; die Tatsache, dass die Redensart nicht auf die Schärfe des Windes beschränkt ist, macht die hebräische Etymologie im Grunde unmöglich, auch wenn nur der Bezug auf einen Luftzug sich verallgemeinert hat. (Nebenbei bemerkt, passt die unverschobene Lautung von *Häktsopp* zum Jiddischen wirklich gar nicht mehr.) Das genaue Rezept der Hechtsuppe (und damit ihr Schärfegrad) müsste noch aus alten Kochbüchern ermittelt werden.

Diese Lösung hat jedenfalls die psychologische Wahrscheinlichkeit und die lautliche und semantische Plausibilität für sich, ich ziehe sie bei weitem vor und würde den jiddischen Vorschlag ad acta legen. Wer für die heutige Verbreitung des Ausdrucks verantwortlich gemacht werden sollte, bleibt auch hier offen.

#### 4) *az got vil, shist a bezem*

Auch dieser Ausdruck hat mehrmals Anlass zu gedruckten Erklärungen gegeben. So weit ich weiß, gehen alle in dieselbe Richtung (die jeweils als wunderliche Entdeckung gepriesen wird): *schießen* heißt 'sprießen', und der Ausdruck bezeichnet ein Wunder, wie man es aus der Tannhäuser-Sage kennt: Ein dürres Stück Holz kommt, so Gott will, auch wieder zum Grünen. Die Meriten dieser Erklärung möchte ich nicht versuchen in Abrede zu stellen, sie macht bei weitem nicht so viele Schwierigkeiten wie die *Hechtsuppe*. Sie hat aber, wie bei der »Hallebarde mit Barmherzigkeit« den Nachteil, den Oberflächen-Witz zu zerstören. Es ist wohl sicher, dass der Ausdruck seine heutige allseitige Beliebtheit einer sekundären wörtlichen Interpretation verdankt.

#### 5) *nisht geshtoygn, nisht gefloygn*

Ich möchte aber nicht enden, ohne zu versuchen, selbst eine Redewendung historisch zu beleuchten, und ich nehme wieder eine, über die ebenfalls Vermutungen im Umlauf sind. Man sagt auf Jiddisch über eine hirnrissige Sache, sie sei »*nisht geshtoygn, nisht gefloygn*« (etwa 'erstunken und erlogen'). Der Ausdruck ist so populär, dass man ihn tatsächlich mühelos viel-

fach belegen könnte, und dass man auch *nisht-geshtoygn* allein als Adjektiv benutzt – wie in dem folgenden Zitat aus einem kleinen Essay über Schoemer aus der Feder von J. Glatshiteyn:<sup>6</sup>

*er hot zikh farentfert, az er trakht bekivn [absichtlich] oys nisht geshtoygene heldn, kedey [um] tsu farzishn bitere piln, vos er vil, az zayne leyeners [Leser] zoln shlingen.*

Im selben Band [S. 354] zitiert Glatshitejn folgenden Satz des Kritikers Sch. D. Singer:

*lign vegn Nadirn, mayses [Geschichten] nisht geshtoygene hert men nokh itst do un dort.*

Ein Gedicht von Israel Emyot endet mit dem Vers:

*a mayse aza nisht geshtoygn.*

Wie gesagt, man könnte viele Beispiele hinzufügen, und alle setzen die volle Form des Ausdrucks voraus. Der Ausdruck ist sprachlich insofern isoliert bzw. formal passend zu seiner Bedeutung, als das Wort *geshtoygn* sonst inexistent ist, das Partizip von *shtaygn* lautet sonst immer *geshtign*. An *steigen* knüpfen aber die erwähnten Vorschläge, den Ausdruck historisch zu deuten, an – oder besser gesagt, es sind zwei Hauptvarianten einer Deutung sehr verbreitet, und es liegt auf der Hand, dass diese wesentlich zur Popularisierung des Ausdrucks beigetragen haben: In der anekdotischen Erklärung, so wie sie meist referiert wird, bezieht sich der Ausdruck auf Jesus, von dem ungläubig ein Jude sagt, er sei in den Himmel nicht gestiegen (und auch nicht geflogen). In einer maskilisch anmutenden Variante wird dasselbe interkonfessionnell verwendet, und es heißt dann, weder sei Moses auf den Berg Sinai »gestogen« noch sei Jesus in den Himmel

---

<sup>6</sup> In einer New Yorker Zeitung 1940 erschienen, reproduziert in der Sammlung »prost un poshet«.

»geflogen«. <sup>7</sup> Diese zweite, kompliziertere Variante kenne ich nur aus schriftlichen Quellen, und zwar wird sie von Olsvanger abgedruckt und vom ›Biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich‹ (1860) dem Mathematiker Simon Gunz auf dem Sterbebett (1824) in den Mund gelegt.

---

<sup>7</sup> So gibt Siegmund A. Wolf (Jiddisches Wörterbuch s. v. »shtaygn«) beim jiddischen Verb kommentarlos zwei Partizipial-Formen an: »(geschtigen, geschtaugen p. p.)«; so auch das Wörterbuch von Harkavy, das von *geshtoygn* auf *shtaygn* verweist, und das Wörterbuch von Strack, das zwar S. 118 den Ausdruck als ganzen s. v. »nit...« einordnet, aber erklärt: »'gänzlich erlogen'; wörtl.: nicht gestiegen (in den Himmel) ist er und auch nicht geflogen« – so auch Wander, der den Ausdruck ohne Quellenangabe unter den Zusätzen s. v. »steigen« als Nr. \*49 und bereits Nr. \*47 (nach Tendlau, mit einer leicht abweichenden jüdisch-christlichen Variante der Hintergrund-Geschichte) aufführt. Dort ist zu lesen: »Die Redensart selbst aber soll sich darauf gründen, daß einst ein Christ einen Juden vorgeworfen, wie er leugnen könne, daß Jesus in den Himmel gestiegen, da ja auch von Eliah erzählt werde, er sei in den Himmel geflogen, worauf denn der (polnische) Jude geantwortet habe: »Nit gestoge', nit gefloge'«, es verhalte sich mit beiden nicht wörtlich so.«

Die Tatsache, dass die ätiologische Sage einen Ostjuden als Protagonisten einführt, mag Reflex eines realen ostjiddischen Ursprungs der Redewendung im Westen sein – oder aber ein Versuch, die abweichende Partizipialform zu rechtfertigen (mit der Annahme, in der Sprache der Ostjuden sei sowieso alles möglich); anders Bernstein, der die ätiologische Anekdote (in der komplizierteren, jüdisch-christlichen Fassung) s. v. *geshtoygn* referiert, es also vermeidet, einen Infinitiv zu fingieren; so auch Birnbaum, der sogar den Eintrag *geshtoygn* S. 120 in eckige Klammern setzt, weil es nur in Verbindung mit vorangehendem *nit* existiert. Einmalig und offenbar auf eigenen Überlegungen beruhend ist die Angabe von Eduard Naschéř ›Das Buch des jüdischen Jargons‹, Wien-Leipzig 1910, s. v. »Nit«: »Sprichwort: *Nit gestoigen ün nit gefloigen*. Etwas absolut Unwahres, das nie stand und nie flog.«). Im Westjiddischen sind mir keine älteren Belege bekannt. Die rezenten Darstellungen begnügen sich oft mit Listen von Hebraismen; immerhin ist der Ausdruck bei Tendlau (1860) Nr. 985 »Nit gestoche', nit gefloche'!« für Frankfurt am Main und durch E. Weill für Elsass-Lothringen (mit der implizierten antichristlichen Spitze) belegt – im letzten Abschnitt p. 78 s. v. »Steige«: »*Wie gestoge* (pour gestiegen), *wie gefloge*, ni monté, ni enlevé (au ciel); pas plus d'ascension que d'assomption, histoire invraisemblable, conte imaginaire.« Für die Niederlande belegt es H. Beem (s. v. »geschtoggen«; neben der vermeintlichen Übersetzung »gestegen« und der sinngemäßen Paraphrase des kompletten Ausdrucks erklärt er: »geschtoggen waarschijnl. door Fernassimilation, van mhd. gestoben«) – der Hinweis auf »gestoben« als vermutliche ältere Form steht bereits bei Gerzon (1902) S. 128, Nr. 29, obwohl dieser den deutschen Ausdruck nicht kennt. Das Fehlen früher Belege lässt die Vermutung zu, der Ausdruck sei im Osten entstanden und habe sich erst als Reimport im Westen verbreitet. Bemerkenswert ist allerdings zumindest, dass schon um 1860 nach Tendlau »die Redensart sehr verbreitet« war.

Dort handelt es sich wohl um eine Anspielung auf die vorauszusetzende Anekdote.<sup>8</sup>

Dieser ›anekdotischen‹ Erklärung möchte ich nun eine ›philologische‹ zur Seite stellen:

Ich glaube, dass es im Deutschen zwei Ausdrücke gibt oder einst gab, die als Vorgängerformen des jiddischen Ausdrucks gelten dürfen. Ich zitiere das DWb:<sup>9</sup>

die sprichwörtliche redewendung nicht gehauen und nicht gestochen, 'etwas trifft nicht die sache, bewegt sich unbestimmt und unordentlich', knüpft als ein ursprünglicher fechterausdruck hier an: eigentlich 'ein fechtgang, der die beiden verschiedenen fechtweisen auf hieb und stich unordentlich durcheinander motzt'. [...] auch sonst von zuständen, ereignissen u. s. w., die man nicht begreift

Unter den zahlreichen Zitaten sind mehrere, in denen das jiddische *nischt geschojgn*, *nischt geflojgn* sich ganz natürlich verwenden ließe. Es wäre allerdings ein weiter phonetischer Sprung von diesem Ausdruck zur jiddischen Form.<sup>10</sup>

---

<sup>8</sup> In diesem Punkt beruft sich das Lexikon auf ältere Nekrologe, unter anderen auf: Jüdisches Athenäum, Gallerie berühmter Männer jüdischer Abstammung und jüdischen Glaubens, von der letzten Hälfte des achtzehnten, bis zum Schluß der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, Grimma und Leipzig 1851. Dort s.v. »Gunz (Simon)« S. 63–65, wo die Quelle des Zitats sich *in fine* findet (antizipiert von der Anm. im Roman ›Der jüdische Gil Blas‹ von J.S. Kohn, vgl. im Anhang Nr. 12). Vgl. a. Tendlaus Eliah-Variante in der vorigen Anm.

<sup>9</sup> s.v. »hauen« II, 8 & s.v. »stechen« 1, b, β, Sp. 1227f. vgl. a. s.v. »gehauen«.

<sup>10</sup> Im Jiddischen ist das Verb *hauen* praktisch verschwunden. Ein Überbleibsel findet sich lediglich in dem Adjektiv *bahavnt* 'beschlagen' *fig.*, das in dieser dialektal gefärbten Lautung verallgemeinert wurde, vermutlich dank der volksetymologischen Anbindung an die hebr. Wurzel von *lehavin* 'verstehen', die in traditionellen Graphien des Wortes sichtbar wird. Dass das Wort ersetzt wurde durch ein anderes, das lautlich ein gutes Paar ergab, ist also verständlich, zumal, wenn es wieder darum geht, ›Ungereimtes‹ zu finden, der Phantasie keine Grenzen gesetzt sind. Ferner könnte ein Teilersatz von *hauen* durch *schlagen* also: *geschlojn* die heutige Lautung mit begünstigt zu haben.

Nun gibt es aber im Deutschen eine weitere Redewendung »weder gestoben noch geflogen«; z. B. DWb.:<sup>11</sup>

hierher wohl auch, etwa im Sinne von 'auf keine Weise angekommen', weder gestoben noch geflogen 'frei erfunden': das ist weder gestoben noch geflogen *fictum plane est* DENTZLER (1716).

Es ist einerseits schwer, einen Zusammenhang zwischen den drei Ausdrücken zu leugnen, andererseits aber auch, ihn zu beschreiben. Es ist jeweils eine Paarformel mit eng verwandter Bedeutung und gleicher Struktur, nicht nur von den Wortarten her, sondern auch lautlich nah: *geshtojgn* und *gestochen* wegen der Konsonanten, *geshtojgn* und *gestoben* durch Substitution nur eines Konsonanten zum Reim gemacht, was ohne weiteres einleuchtet, da das Wort *stieben* im Jiddischen (wie auch *hauen*) verschwunden ist. Die volksetymologische Anbindung (von *geshtoygn*) an *steigen* und die hinzugedichtete Entstehungsgeschichte sind auch nicht besonders wunderbarlich.

Die überraschende Sinnverwandtschaft zweier ähnlich gebauter deutscher Ausdrücke bleibt verblüffend, es gibt aber noch mehr: Die Beschäftigung mit diesen deutschen Redewendungen hat mir zwar deren Vermischung nicht erklärt, ich habe aber dabei auch Belege für *nicht gestoben*, *nicht geflogen* im Deutschen gefunden! Das war nicht vorausgesehen und drohte, das bisher Gesagte wieder in Frage zu stellen. Wenn man die Belege sammelt, scheint es sich aber bei diesem Ausdruck um einen übersehenen Jiddismus im Deutschen zu handeln. Lexikographisch ist er lediglich bei Daniel Sanders verzeichnet, von dem wir von H. P. Althaus wissen,<sup>12</sup> dass er ein offenes Ohr für jüdische Spezifika im Deutschen hatte, und solche auch in seinen Werken verzeichnet hat; in diesem Fall sowohl in seinem Wörterbuch (Bd. 1, s. v. »Fliegen« 3, Sp. 462b, mit einem Zitat von [Leopold] Kompert) als auch im »Deutschen Sprachschatz« (Gruppe 377o, Sp. 490b) – hier benutzt Sanders einen lexikographischen Kniff, indem er

<sup>11</sup> DWb s. v. »stieben«, B 1; bereits erwähnt von Olsvanger, Nr. 365 mit Anmerkung 10, S. 259.

<sup>12</sup> Mündliche Mitteilungen und Althaus 2002 passim, besonders S. 218 und 240.

den Ausdruck als »nicht geflogen und nicht gestoben« bucht, nach dem letzten Wort aber in Klammern ein Sterbekreuz bei der ›Nebenform‹ *gestogen* setzt, als handele es sich um eine legitime historische Nebenform.

Ich nehme an, dass alle Phraseologie-Begeisterten die Suche nach weiteren Belegen für solche seltenen Erscheinungen mit ›Google-books‹ erprobt haben, und deswegen die allermeisten wissen, welche Tücken dabei zu befürchten sind. Sie werden also nicht erstaunt sein, dass ›Google-books‹ *gestogen* in zahlreichen mhd. Grammatiken und Wörterbüchern meldet. Es handelt sich dabei aber immer um *gestozen* mit geschwänztem /z/, und *gestogen* bleibt historisch unbegründet. Wenn *gestoßen* in Antiqua gedruckt ist, liest das digitale Auge regelmäßig *gestoBen* mit großem /B/, was auch in unser Thema hineinspielt. In Fraktur ist *gestogen* meist verlesen für *geflogen*, da die Ligaturen /fl/ und /st/ gefährlich ähnlich sind, und die englischsprachigen gynäkologischen Werke, in denen *Pro-gestogen* nach der ersten Silbe getrennt erscheint, sorgen für die meisten übrigen Belege. Als ich das zuletzt überprüfte, waren es über 600 Irrläufer,<sup>13</sup> hinter denen aber ein Dutzend echte Belege verborgen waren. Wie viele echte Belege aus Texten, deren Digitalisate im Internet zur Verfügung stehen, wegen anderer Entstellungen nicht gemeldet werden, wage ich nicht zu ermessen, die Suche nach *nicht geflogen* [sic] *nicht geflogen* liefert immerhin noch einen Treffer, und zwar aus ›Rahel‹ von Rahel Varnhagen (vgl. Anhang, Nr. 2), und das bestätigt, was ich auch ohne diesen Beleg gesagt hätte: Das Wort *gestogen* existiert ausschließlich in diesem Ausdruck und er kommt nur bei jüdischen Autoren vor. Doch die Überprüfung ist manchmal mühsam, wenn die Seite nicht angezeigt werden kann, oft nicht einmal die Stelle, wenn der Kontext zu mager ist oder inexistent, wenn es sich um einen Zeitschriftenbeitrag handelt, von dem weder Titel noch Autor preisgegeben wird und der fragliche Jahrgang schwer zu lokalisieren ist. Die Jagd nach einem solchen Beleg wird aber manchmal reich belohnt: Ich denke an den Aufsatz aus der ›Zeitschrift für Deutschkunde‹ Jg. 1921: ›Der Reimtrieb als Wortschöpfer‹ von Georg Schläger. Dieser Text fängt folgendermaßen an:

---

<sup>13</sup> Neben den seltenen Fällen, die sich als »geschlagen« bzw. »Gesängen« entpuppen, habe ich auch zweimal tatsächlich *gestogen* in anderem Kontext gefunden, es war aber in beiden Fällen *gestochen* zu verstehen!

Vor einiger Zeit stieß mir in einem Berliner Roman (G. Hermann, Heinrich Schön jun., S. 163) ein seltsames Wortpaar auf. Es hieß da von einer jungen Frau, sie habe dank der Gottesgabe eines vertrauenerweckenden Gesichtes ihren Eltern Dinge vorgeredet, die »nicht gestogen und nicht geflogen waren«. Der erste Wortzwilling machte mir zu schaffen und gab Anlaß zu allerhand Vermutungen, die rasch wieder aufgegeben wurden. Schließlich brachte ein anderes Werk desselben Verfassers (Jettchen Gebert, S. 35) Aufklärung: gestogen war ein Druckfehler für gestoben.

In der Folge erklärt Schläger diesen Druckfehler als von dem Reim begünstigt, und fährt mit diesem seinem Hauptthema fort. Soweit hat er uns jedenfalls noch einen Beleg preisgegeben, den ich anders nicht gefunden hatte, er macht vor allem klar, wie wenig bekannt der Ausdruck in beiden Formen – also auch in der älteren deutschen – damals war,<sup>14</sup> wenn »allerhand Vermutungen« nicht das Wort *gestoben* zu Tage gefördert hatten.<sup>15</sup>

Der Einfluss des Reims scheint mir bei der Entstehung der Variante *gestogen* richtig erkannt, nur hier handelt es sich nicht um einen Druckfehler, sondern, wie gesagt, um ein Relikt aus dem Jiddischen, das bei mehreren (deutschsprachigen) jüdischen Autoren unbemerkt überleben konnte (neben Leopold Kompert, Georg Hermann und Rahel Varnhagen zumindest Jakob Loewenberg, Jakob Wassermann, Karl Escher, Daisy Bródy geborene Spitz in ihrer Übersetzung von Sinclair Lewis' »Babbit«, Alfred Kerr und Julius Stettenheim, vgl. Belege im Anhang), weil es ein malerischer Ausdruck ist, in dem kein hebräischstämmiges Wort enthalten ist.<sup>16</sup> Mit mittlerweile einem Dutzend Belegen scheint diese Geschichte oder diese Teilgeschichte

---

<sup>14</sup> Wander, der zweimal (s. v. »steigen« Nr. \*47 und \*49) die Formel mit *gestogen* aus jiddischen Quellen erhoben hat, erwähnt den deutschen Ausdruck mit *gestoben* gar nicht; im DWb sind dafür zwei Belege von Schweizer Autoren angeführt (Dentzler und Bräker).

<sup>15</sup> Den erwähnten Beleg von Georg Hermann (sowie den eigentlich früheren Gegenbeleg) konnte ich verifizieren. Siehe den kompletten Satz im Anhang Nr. 1.

<sup>16</sup> Auch die Verteilung des offenbar wenig verbreiteten Ausdrucks mit dem Partizip *gestoben* wäre eine Untersuchung wert: Er erscheint bei schweizerischen Autoren und eben bei Juden, die ihn vielleicht als »Korrektur« der bei ihnen im Hintergrund stehenden typisch jiddischen Variante verwenden.

gut rekonstruiert. Schwer einzuordnen darin ist allerdings der älteste Beleg für *gestogen*, den ich anbieten kann. Dieser stammt von keinem geringeren als Jakob Michael Reinhold Lenz in seinem Stück ›Der Hofmeister‹ (1774). Dort sagt der Major gegen Ende der ersten Szene des vierten Akts: »Ein ganzes Jahr – und niemand weiß, wohin sie gestoben oder geflogen ist.« Wohl gemerkt: es ist nicht der Ausdruck, den wir bisher belegt haben, und es steht (in der Druckversion) eindeutig an dieser Stelle *gestoben*. In der Berliner Handschrift, aus der Wolfgang Stammeler in seiner Dissertation aus dem Jahre 1908 die Varianten gegenüber der Druckversion mitteilt, steht aber an der fraglichen Stelle ein /g/, also *gestogen* (S. 88 zu 47,<sup>20</sup>). Vorläufig kann ich dazu nur sagen, dass zwischen Livland und Kurland die deutsche Sprache durchaus einem ostjiddischen Einfluss ausgesetzt gewesen sein kann, und ich die Geschichte dieses /g/ deswegen noch nicht umschreiben möchte.<sup>17</sup>

An diesem letzten Fall sollte unter anderem klar werden, dass die in einer anekdotischen Entstehungsgeschichte mittransportierten Elemente beliebt sein können, auch wenn sie alle Züge einer durchsichtigen Legende tragen; dass die philologische Beschäftigung mit der historischen Dimension sich soziologisch nicht scharf von der populären Tradition unterscheidet; dass die vermutlich wahren Geschichten oft weder die lustigsten noch die erstaunlichsten sind.

*Simon Neuberg, Trier*

### Literatur

- ALTHAUS, Hans Peter: Mauscheln. Ein Wort als Waffe. Berlin/New York: de Gruyter 2002.
- BEEM, Hartog: Resten van een taal. <sup>3</sup>Amsterdam: Nederlands israëlitisch Kerkgenotschap 1992.

---

<sup>17</sup> In W. von Gutzeits umfangreichen ›Wörtertschatz der deutschen Sprache Livlands‹, Riga 1864, finde ich keine Erwähnung von *gestogen*.

- BERNSTEIN, Ignaz: Jüdische Sprichwörter und Redensarten. Warschau: J. Kauffmann 1908. [Nachdruck Hildesheim: Olms 1969].
- BIRNBAUM, Salomo A.: Grammatik der jiddischen Sprache. Mit einem Wörterbuch und Lesestücken. Wien: Hartleben 1918, <sup>2</sup>Hamburg: Buske 1966 u. ö.
- COSERIU, Eugenio: Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens. Tübingen: Narr 1988.
- DWb = Jacob und Wilhelm GRIMM: Deutsches Wörterbuch. Leipzig: Hirzel 1854 ff. [Digitale Ausgabe, Frankfurt a. M. 2004].
- EMYOT, Israel: *in mitele yorn*. New York: Rochester Yidisher Komyuniti Kaunsil 1963. [Hier S. 278].
- GERZON, Jacob: Die jüdisch-deutsche Sprache. Eine grammatisch-lexikalische Untersuchung ihres deutschen Grundbestandes. Frankfurt am Main: J. Kauffmann 1902.
- GLATSHTeyN, Jankev: *prost un poshet*. New York: F. Glatshiteyn 1978. [Seite 132, dann 354].
- GUTKNECHT, Christoph: Pustekuchen! Lauter kulinarische Wortgeschichten. München: C.H. Beck 2002.
- GUTZEIT, Wilhelm von: Wörterschatz der deutschen Sprache Livlands. Riga: N. Kymmell 1864.
- HARKAVY, Alexander: Yiddish – English – Hebrew Dictionary. <sup>2</sup>New York: Schocken books 1928. [Nachdruck New York 1988].
- KÜPPER, Heinz: Wörterbuch der deutschen Umgangssprache. 10000 neue Ausdrücke von A–Z. Band 2. Hamburg: Claassen 1966. [hic S. 132].
- LAROUSSE, Pierre: Grand Dictionnaire universel du XIX<sup>e</sup> siècle. Paris: Larousse 1866. [17 Bände].
- MÉSANGÈRE, Pierre de la: Dictionnaire des proverbes français. <sup>2</sup>Paris: Treuttel & Würtz 1821.
- NASCHÉR, Eduard: Das Buch des jüdischen Jargons. Wien u. Leipzig: Deubler 1910.
- NEUBERG, Simon: Phraseologie des Jiddischen. In: Phraseologie / Phraseology, Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung / An International Handbook of Contemporary Research, hrsg. von Harald Burger u. a., Berlin u. New York: de Gruyter 2007, 2. Halbband, Kap. 56, S. 667–672.
- OLSVANGER, Immanuel: Rosinkess mit Mandlen. Aus der Volksliteratur der Ostjuden. Schwänke, Erzählungen, Sprichwörter, Rätsel, gesammelt von Immanuel Olsvanger. <sup>2</sup>Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 1931 (<sup>3</sup>Zürich 1965).

- RIEDEL, Sigrid (Hrsg.): Moses Henochs Altschul-Jeruschalmi: ›Brantspiegel‹, Transkribiert und ediert nach der Erstausgabe Krakau 1596. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1993. [Interpunktion hinzugefügt].
- RIEMANN, Erhard (Hrsg.): Preussisches Wörterbuch. Deutsche Mundarten Ost- und Westpreussens. Neumünster: Wachholtz 1981.
- SANDERS, Daniel: Deutscher Sprachschatz geordnet nach Begriffen zur leichten Auffindung und Auswahl des passenden Ausdrucks. Ein stilistisches Hilfsbuch für jeden Deutsch schreibenden. Hamburg: Hoffmann und Campe 1873–1877. [Nachdruck Tübingen 1985].
- SANDERS, Daniel: Wörterbuch der deutschen Sprache. Leipzig: Wigand 1876. [Nachdruck Hildesheim: Olms 1969].
- SCHLÄGER, Georg: Der Reimtrieb als Wortschöpfer. In: Zeitschrift für Deutschkunde 35 (1921), S.289–299.
- STAMMLER, Wolfgang: Der Hofmeister von Jakob Michael Reinhold Lenz. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Halle: E. Karas 1908.
- STRACK, Hermann L.: Jüdisches Wörterbuch. Leipzig: Hinrichs 1916.
- STUTCHKOFF, Nahum: *der oytser fun der yidisher shprakh*. New York: YIVO 1950.
- TENDLAU, Abraham M.: Sprichwörter und Redensarten deutsch-jüdischer Vorzeit. Frankfurt am Main: J. Kauffmann 1860. [Nachdruck Hildesheim: Olms 1980].
- WANDER, Karl F.W.: Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Leipzig: Brockhaus 1867–1880. [Nachdruck Aalen 1963, Kettwig 1987; digitale Ausgabe Berlin 2004].
- WEILL, Emmanuel: Le yidisch alsacien-lorrain. Recueil de mots et locutions hébraeo-araméens employés dans le dialecte des Israélites d'Alsace et de Lorraine. In: Revue des Études Juives 70 (1920), S. 180–194, 71 (1920) S. 66–88 & 165–189, 72 (1921), S. 65–88.
- WOLF, Siegmund A.: Wörterbuch des Rotwelschen. Deutsche Gaunersprache. Mannheim: Bibliographisches Institut 1956. <sup>2</sup>Hamburg: Buske 1993.
- WOLF, Siegmund A.: Jiddisches Wörterbuch, Wortschatz des deutschen Grundbestandes der jiddischen (jüdischdeutschen) Sprache. Mannheim: Bibliographisches Institut 1962. <sup>2</sup>Hamburg 1986 u. ö.
- WURZBACH, Constantin v.: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Band 6. Wien: Kaiserlich-königliche Hof- und Staatsdruckerei 1860.

## **Anhang: »nicht gestogen« in deutschsprachigem Kontext eine Beleg-Auswahl<sup>18</sup>**

- 1) Georg Hermann: Heinrich Schön jun. Berlin 1915 u. ö., S. 163:  
 Sie würde schon eine Ausrede finden. Denn da Hannchen ein so wundervoll freies Gesicht hatte, das einfach nicht lügen konnte, so nützte sie – wenigstens ihren Eltern gegenüber – diese Gottesgabe weidlich aus und erzählte mit größter Unbefangenheit ihnen Dinge, die nicht gestogen und nicht geflogen waren.
- 2) Rahel Varnhagen: Rahel, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, Zweiter Theil, Berlin 1834, S. 162:  
 Etwas über die Schönheit des Sterbens in der Jugend. Und einen Traum von einem Schlachtfelde; der ist etwas nicht gestogen, nicht geflogen; und es wittert nicht sein sonstiger, sondern der neumodische Heiligenschein drin.
- 3) Constantin Brunner: Aus meinem Tagebuch, Stuttgart 1967 (Erstdruck 1928), S. 33:  
 [...] kennen mich rein reflektorisch und wissen mehr von mir als ich selber weiß und wovon ich fest glaube, daß es nicht gestogen noch geflogen.
- 4) Karl Escher: Zwischen gestern und heute, Roman, Berlin 1937, S. 259:  
 Das fehlte noch, daß sich Frau Dahlheim über solche Dinge aufregt, die nicht geflogen und nicht gestogen sind.
- 5) Jakob Wassermann: Lukardis: Schauspiel in drei Akten, S. 75 (nicht eruiert).
- 5a) idem: Caspar Hauser oder die Trägheit des Herzens, Berlin 1922 (zahlreiche Ausgaben seit 1908), S. 404:  
 So ist das immer, dachte der Lehrer auf dem Nachhauseweg; erst wird entschuldigt und beschönigt, und wenn man seine triftigen Gründe vorbringt, werden die Achseln gezuckt, und man tischt einem Histörchen

---

<sup>18</sup> Ein Sternchen (\*) kennzeichnet die Zitate, in denen Jiddisch bzw. eine jüdische Diktion intendiert ist oder sein kann. Bezeichnenderweise gehört dazu der einzige junge Beleg (von M. Sperber).

auf, die nicht gestogen und geflogen sind, und von denen sich kein Jota beweisen läßt.

- 6) Leopold Kompert: Gesammelte Schriften, Berlin 1887, S. 246:

Darum lachte der Schlosser, und daß der Doktor über eine Sache, »die nicht gestogen und nicht geflogen« war, so ernst mit ihm habe sprechen können.

- 7) Alfred Kerr: Erlebtes; Deutsche Landschaften, Bd. 1: Menschen und Städte, Berlin 1989 (bereits 1928 in: Es sei wie es wolle, es war doch so schön, S. 288), S. 50:

[...] wenn ihr noch einmal allerhand Dinge munkelt, die nicht gestogen und nicht geflogen sind: so will ich mit einem Huiii zwischen euch fahren, daß ihr die Engel singen hört.

- \*8) Jakob Loewenberg: Die schwarze Riwke. In: Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur. 1899, S. 252–265, hic S. 262:

»Ich weiß wohl, Gerschen, ich bin meschugge, so etwas zu fragen, aber sag' mir, wie sind denn die Leut' darauf gekommen?« – »Die Leut' kommen auf vieles, was nicht gestogen und nicht geflogen ist.«

- 9) Gershom Scholem: Zur Kabbala und ihrer Symbolik, Zürich 1960 (Beitrag von ca. 1934), S. 122:

Nicht gestogen und nicht geflogen, alles ganz und gar erlogen, und jener Gerechte ist nicht darüber gestrauchelt, wie wir ihn kennen, und mit den Frevlern [...].

- \*10) Manès Sperber: Die Wasserträger Gottes (= All das vergangene ..., Bd. 1), Wien 1974, S. 84 (Ff/M 1993, S. 82):

Das Wort *Kommedije* benutzten wir Kinder bei jeder Gelegenheit, es bedeutete, nur Spaß machen und so tun als ob, aber manchmal auch, jemandem einen wirklich bösen Streich spielen, ihn irreführen, bis er glauben mochte, daß des Nachbarn Kuh übers Haus geflogen wäre und auf dem Dach ein Ei gelegt hätte, das heißt, wie man im Städtel sagte, alles glauben »was nicht gestogen und nicht geflogen war«.

- 11) Sinclair Lewis: Babbitt [Übersetzung v. Daisy Bródy, geborene Spitz] 1927 (<sup>1</sup>1924), S. 212:

» [...] Schund?« sagt er »was verstehen Sie unter Schund? Das ist ein vornehmes Kleidungsstück, reine Wolle.« – Nicht gestogen und nicht geflogen! Es war schöne Pflanzenwolle [...]

12) Joseph Seligman Kohn: Der jüdische Gil Blas [1834] (Kap. 5) [eigntl. Anm. in Kap. 2:]

»Weißt du denn nicht, daß das Buch von Schimme\*\* Gunz gemacht ist?« Hierauf ward mir gestattet, die Blätter in dem finstern Hofraume zusammen zu lesen, welche Begünstigung ich nur dem Zufalle verdankte, daß der Verfasser des Buches gleichfalls von Abraham abstammte.

\*\* [Anmerkung im Text] Verkürzung des Namens Simon. Schwerlich hat ein Werk über die Rechenkunst so vielfache Auflagen erlebt, als das dreibändige des oben genannten Simon Gunz, welcher auch durch eine zeitgemäße verbesserte Ausgabe von Nelkenbrechers Taschenbuch aller europäischen Münzsorten und deren Curse sich um das kaufmännische Publikum mannigfach verdient gemacht hat. Er war der Sohn eines Rabbi zu Fürth in Baiern, und starb in Prag, welche Stadt er in seiner Jugend zu dem Zwecke besuchte, seine talmudischen Studien fortzusetzen, als Lehrer der höhern Mathematik an der israelitisch-deutschen Hauptschule. Sein Sohn, der, zum christlichen Glauben übergetreten, als Professor der Mathematik in Laibach angestellt worden war, suchte in Briefen den Vater gleichfalls zur Annahme des Christenthums zu bewegen, erhielt aber die ausweichende Antwort, dies könne nicht wohl geschehen, weil dann der Sohn älter als der Vater wäre. Auf die an ihn gestellte Frage: Welche Religion er für die wahre hielte, die jüdische oder christliche? versetzte er rasch: Moses ist nicht gestogen (so lautet das verdorbene Judenteutsch statt gestiegen, eine Anspielung auf das Besteigen des Berges Sinai), und Jesus ist nicht geflogen (womit dessen Himmelfahrt angedeutet seyn soll). Als er befragt wurde: Womit ihm Gott die größte Freude machen könnte? war die Antwort: Wenn alle Christen in Einem Tage eine Miße Meschunn (gewaltsamen Tod) erleiden müßten, und alle Juden sich darüber vor Lust zu Tode lachten; dann bin ich ja beide los.

\*13) Karl Emil Franzos: Aus der großen Ebene, Erster Band (Kap. 3):

»Was das heißt? Ganz einfach: ich bin jetzt ein ›Meschumed‹ (hebr. »Abtrünniger«). Mein Gawrilleben hat mir gesagt: auf Hochdeutsch bist Du jetzt ein ›Ketzer‹. Und er versteht Deutsch!« – »Sind Sie das wirklich?« – »Heißt eine Frag'! Nicht gestogen, nicht geflogen! Tragt das ein ›Ketzer?« Er zog die Schaufäden hervor!

- 14) Julius Stettenheim: Wippchen's sämtliche Berichte, Band 2, Berlin 1880, Kap. 14:<sup>19</sup>

Da haben Sie nun die ganze Wahrheit. Vergleichen Sie jetzt mit meiner Enthüllung die Berichte, welche hier ein Correspondent dem andern aus dem Finger sog, so werden Sie es gerechtfertigt finden, wenn ich nichts thun kann, als Ihnen den Kopf zu schütteln über die Leichtfertigkeit, mit der heute Berichte über die wichtigsten Ereignisse weder gestogen, noch geflogen werden.

- \*15) Eduard Kulke: Geschichten aus dem jüdischen Volksleben: ein Festgeschenk für die Israelitische Jugend. Hamburg 1871, S. 63:

Kann ich es wissen? Hab ich sein Geld gezählt? Möglich ist es wahr, die Leut' sagen Manches in der »Gass'«, was nicht gestogen und nicht geflogen ist, kann aber auch sein, hat er das Geld und will es just Euch nicht leihen von wegen der alten Feindschaft.

---

<sup>19</sup> Angabe nach dem »Projekt Gutenberg-de«.